

REZENSIONEN

Ernst Otto Bräuche/Volker Steck (Hrsg.): Der Krieg daheim. Karlsruhe 1914–1918 (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Karlsruhe 33) 391 Seiten, 208 Abbildungen, Info Verlag: Karlsruhe 2014, € 29,90.

Klaus Schulte/Peter Sardoč: Eiserne Zeiten. Aachen – eine Stadt im Ersten Weltkrieg, 140 Seiten, 94 Abbildungen, Verlag Mainz: Mainz 2014, € 19,80.

Stefan Gerber

Das in den 1980er Jahren verstärkt einsetzende Interesse an einer Alltags- und Mentalitätsgeschichte von Krieg und kriegerischer Gewalt hat für den Ersten Weltkrieg mittlerweile reiche Früchte getragen. Vor allem die Millionen Feldpostbriefe, die in den Jahren zwischen 1914 und 1918 zwischen Front und „Heimatfront“ gewechselt wurden, aber auch Erinnerungsberichte und Tagebücher wurden in breitem Umfang als Quellen einer Weltkriegsgeschichte „von unten“ entdeckt und erschlossen, die jenseits der – weiterhin notwendigen und fruchtbaren – militärischen Operationsgeschichte und Politikgeschichte des Krieges angesiedelt ist. Mit dem regen Interesse an der Alltagsgeschichte des Krieges – das auch eine Reaktion auf die politisierte Auseinandersetzung um „Kriegsschuld“ und Kriegsziele in der „Fischer-Kontroverse“ war, die Anfang der 1970er Jahre vorläufig zur Ruhe kam – wurde der Blick unvermeidlich auf die „Heimatfront“ gelenkt. Der Begriff, der zeitgenössisch die umfassende Mobilisierung nicht nur der Frontheere, sondern auch der zu Hause bleibenden Bevölkerung für die Kriegsanstrengung ausdrücken und befördern sollte, wurde nun auch zur Chiffre einer Erforschung der deutschen Kriegsgesellschaft. Diese orientierte sich zunächst an herausragenden sozialgeschichtlichen Problemen, von denen mittel- und längerfristige Auswirkungen in das Deutschland der Zwischenkriegszeit vermutet wurden, und deren genauere Analyse – die Veränderung weiblicher Erwerbstätigkeit im Krieg ist das prominenteste Beispiel – differenzierte Ergebnisse hervorbrachte. Als zunehmend Fragen von Nahrungs- und Rohstoffversorgung, Kriegswirtschaft und schließlich auch Propaganda und Massenbeeinflussung in den Fokus der Forschung rückten, wurden mit der wachsenden Menge zusammengetragener Informationen auch Synthesen zur Heimatfront möglich, die sich zumeist auf einzelne Städte oder Regionen konzentrierten. Das war und ist sinnvoll, denn gerade in zentralen Bereichen der „Heimatfront“, allen voran der Nahrungsmittel- und Rohstoffversorgung, stand dem kriegswirtschaftlichen Trend einer immer stärker zentralisierten Erfassung, Verwaltung und Distribution die nicht minder wirkmächtige Tendenz einer Kommunalisierung und Regionalisierung dieser

Aufgabenbereiche gegenüber. Ein detailliertes, nahezu den Anspruch einer „histoire totale“ erfüllendes Leitwerk dieses Strebens nach einer umfassenden Synthese der Alltagsrealität der Heimatfront im Ersten Weltkrieg legte 2007 (deutsch 2009) der amerikanische Historiker Roger Chickering für Freiburg im Breisgau vor.

Im Jubiläumsjahr 2014 konnte in vielen deutschen und europäischen Regionen auf diese Forschungsbemühungen der zurückliegenden Jahre und Jahrzehnte zurückgegriffen werden, wenn historisches und öffentliches Interesse, politische Aufträge und publizistische Strategien den Ruf nach einer Geschichte der lokalen oder regionalen „Heimatfront“ laut werden ließen. Zugleich ist seit 2014 aber auch sehr deutlich geworden, dass dieses Feld ungeachtet vieler Publikationen noch keineswegs umfassend bearbeitet ist: Für viele deutsche Kommunen fehlen noch immer Grundinformationen zu Ereignissen und Strukturen der „Heimatfront“. So ist es ein bedeutsamer Differenzierungsschritt für die Forschung, dass für viele deutsche Städte und Regionen seit 2013 solche grundlegenden Werke vorgelegt worden sind. Die hier zu besprechenden beiden Bände stellen recht unterschiedliche Ausprägungen dieses Genres dar. Verbunden werden die beiden Bücher durch ihren engeren Gegenstand: Mit Karlsruhe und Aachen im Ersten Weltkrieg stehen zwei „kleine Großstädte“ an der westlichen Peripherie des Reiches im Mittelpunkt. Diese Lage gab – das machen viele Details in beiden Bänden deutlich – der „Heimatfront“ einen besonderen Akzent: Grundsätzlich muss auch in künftigen Forschungen deutlich zwischen „frontferner“ und „frontnaher“ Heimatfront unterschieden werden. Für letztere erwiesen sich die Grenzen zwischen heimatlicher Kriegsgesellschaft und militärischem Geschehen an den Kampffronten als noch weitaus durchlässiger und fließender, als dies für die „Heimatfront“ insgesamt galt, die z. B. über das Lazarettwesen, über die von beurlaubten Soldaten eingeschleppten Infektionen und Parasiten und natürlich durch die Kriegsgefangenen durchaus nicht nur vermittelt, sondern auch ganz unmittelbar mit den Kriegsauswirkungen konfrontiert wurde. Für frontnahe Heimatfronten wie Karlsruhe und Aachen allerdings, zeigte sich darüber hinaus bereits im Ersten Weltkrieg die Tendenz zum Verschwimmen der grundlegenden Unterscheidung zwischen militärischem Operationsgebiet der Kombattanten und rückwärtigen Räumen der Zivilbevölkerung, die im Zweiten Weltkrieg aufgehoben werden sollte. Das lag nicht nur daran, dass sowohl am Oberrhein als auch in Aachen – dem Tor zu dem zu Beginn des Weltkrieges heftiger als deutscherseits erwartet umkämpften Belgien – das Kampfgeschehen der Westfront akustisch noch zu vernehmen war: Der Geschützdonner der großen Schlachten, besonders der „Grenzschlachten“ von 1914, wies unüberhörbar auf die räumliche Nähe zum Kampfgeschehen hin. Vor allem die Frühformen des Luftkrieges, für die Karlsruhe mit der höchsten Zahl an Luftkriegstoten des Ersten Weltkrieges in Deutschland gewissermaßen das „Fanal“ darstellte, deuteten auf die Entgrenzung von kriegerischer Gewalt hin, die mit der Weiterentwicklung der militärtechnischen Möglichkeiten das 20. Jahrhundert prägen sollte.

Die Karlsruher Luftangriffe spielen (bis hin zum Umschlagbild des Buches) demzufolge eine zentrale Rolle in dem hier zu betrachtenden, durchweg ertragreichen Band zum Ersten Weltkrieg in der badischen Hauptstadt, der vom Stadtar-

chiv Karlsruhe unter Federführung von dessen Leiter Ernst Otto Bräunche und von Volker Steck, dem Leiter der Erinnerungsstätte im ehemaligen badischen Ständehaus in Karlsruhe, herausgegeben worden ist. Grundsätzlich zeichnen sich die vielfältigen Beiträge des Bandes fast allesamt durch eine ausgezeichnete Einbindung der dargestellten kommunal-regionalen Ereignisse und Beobachtungen in die Gesamtforschung zum Ersten Weltkrieg im Großherzogtum Baden und in Deutschland aus. Das ist sehr zu begrüßen, denn stets muss es bei der Erforschung der „Heimatfronten“ des Ersten Weltkrieges nicht nur darum gehen, dem (zweifelsohne primären und grundständigen) Informationsbedürfnis des lokalen Geschichtsinteresses und der lokalen Geschichtskultur entgegenzukommen, sondern auch Beiträge zu einer „Detailgeschichte des Ganzen“ der Weltkriegsforschung zu liefern. Diesen Anspruch erfüllen besonders – auf Details der Darstellung und Argumentation muss hier verzichtet werden – die facettenreichen Texte von Jürgen Schuladen-Krämer zu Karlsruhe als Lazarettstadt, von Christine Beil zu Propaganda und Meinungslenkung im Krieg sowie zu der sich in Karlsruhe wie andersorts mehr und mehr verschärfenden „Versorgungskrise“ und die beiden Beiträge von Alexandra Kaiser: Einmal zu Arbeitsmarkt, Rüstungsindustrie, Hilfsdienst und Kriegsgefangeneneinsatz, zum anderen zu der Diskussion um die angemessene Gefallenen- und Kriegsopfererehrung in Karlsruhe vom Ersten Weltkrieg bis in die Gegenwart. In die kirchlich-theologische Zeitlage sowie das Verhältnis von Kirchen- bzw. Diözesanleitung und örtlicher Geistlichkeit betten Udo Wennemuth und Christoph Schmider ihre Aufsätze zur evangelischen bzw. katholischen Kirche ein, ziehen aber relativ zurückhaltend Vergleichs- und Einordnungsschlüsse auf die inzwischen breite Forschung zu Kirchen auch im Ersten Weltkrieg, gerade was die Kriegspredigt angeht. Instrukтив, aber gleichfalls stärker auf die unmittelbare stadthistorische Information bezogen, präsentieren sich die Beiträge von Meinrad Welker zu den Garnisonen in Karlsruhe und Durlach, von Ferdinand Leikam zu Kindheit und Jugend im Krieg und von Peter Pretsch zu Kunst und Kultur. Benjamin Kram und Susanne Augenstein wenden sich mit kurzen Notizen zu den Feldpostbriefen der Familie Stirm im Karlsruher Stadtarchiv und zum Krieg am Durlacher Gymnasium Spezialfällen zu. Volker Stecks Beitrag bietet hauptsächlich einen Überblick über die Entwicklung der badischen Politik und Parteienkonstellationen während des Weltkrieges, der nur in den Informationen zum 100jährigen Verfassungsjubiläum 1918 und zu den Kriegsnutzungen des Ständehauses direkte Bezüge zur Karlsruher Stadtgeschichte im Ersten Weltkrieg aufweist. Ernst Otto Bräunche leitet den Band mit einem an sein entsprechendes Kapitel in der Karlsruher Stadtgeschichte von 1998 angelehnten Text ein und versammelt bereits die grundlegenden Untersuchungslinien, die den Blick auf den „Krieg daheim“ für Karlsruhe in den folgenden Beiträgen prägen: Der Kriegsbeginn und die Frage nach der inzwischen in vielen Arbeiten vollzogenen Differenzierung der früher pauschal angenommenen „Kriegsbegeisterung“ 1914 sowie die Anflüge kollektiver Hysterie in Spionagefurcht und Gerüchten; die politische Fragmentierung, die sich bei den Sozialdemokraten im Zeichen des „Burgfriedens“ bis zur Spaltung der Partei 1917, aber auch auf der rechten Seite des politischen Spektrums mit der Entstehung der Vaterlandspartei in der Endphase des

Krieges vollzog; die Ernährungs- und Rohstofflage vor Ort; die Entwicklung der Kriegswirtschaft und der lokale Arbeitsmarkt einschließlich der Frage der weiblichen Erwerbsarbeit; Lazarette und die Auswirkungen des Krieges auf das gesellschaftliche und kulturelle Leben der Stadt. Der Einstieg ins Thema erfolgt auch bei Bräunche mit interessanten Verweisen auf den erinnerungskulturellen und geschichtspolitischen Umgang mit den bereits erwähnten französischen Luftangriffen auf Karlsruhe, besonders den folgenschwersten Angriff am Fronleichnamstag 1916, die im September 1940 – nach dem erfolgreichen Frankreichfeldzug und im Zuge einer möglichen Invasion in Großbritannien – von der NS-Presse anhand eines Gemäldes des französischen Piloten Henri de Kérillis einmal mehr als „Zeugnis sadistischer französischer Eitelkeit und Prahlucht“ (S. 10) gebrandmarkt wurden. Diesem spezifischen Karlsruher Thema widmen sich im Band auch andere Beiträge, allen voran der informative Text von Michael Martin, der einen Gesamtüberblick über die zeitgenössischen Ereignisse und Wahrnehmungen im Luftkrieg gegen Karlsruhe gibt. Martin weist darauf hin, dass der Luftkrieg von Anfang an Gegenstand wechselseitiger Propagandaauseinandersetzungen war, die zeigen, wie vorsichtig der Historiker der Informationspolitik im Krieg damals wie heute gegenüberzutreten hat. War auf deutscher Seite eine Tendenz zum Herunterspielen, ja zur „Minimalisierung“ der Folgen der Luftangriffe zu erkennen, gab es auf französischer Seite komplementär den Versuch, die militärische Bedeutung der Angriffe aufzubauschen. Martin macht demgegenüber eindrücklich deutlich, dass die Toten und Zerstörungen der Karlsruher Luftangriffe nicht in erster Linie militärisch, sondern psychologisch von Bedeutung waren. Besonders der Angriff vom 22. Juni 1916, bei dem wegen Bombentreffern in unmittelbarer Nähe des gerade in Karlsruhe gastierenden Zirkus Hagenbeck 71 der insgesamt 120 Todesopfer Kinder waren, hatte in dieser Hinsicht weitreichende Wirkungen. Es zeichnen sich nicht nur militärisch, sondern auch in den Reaktionsweisen bereits hier all die Muster ab, die dann besonders im traumatischen alliierten Bombenkrieg gegen die deutsche Zivilbevölkerung 1943–45 deutlich werden sollten: Der Tatsache, dass die militärische Wirkung begrenzt blieb, standen trotz wachsender Angst und Verunsicherung durch Angriffe und Alarme keine Demoralisierung der Bevölkerung, sondern unbeabsichtigte Solidarisierungseffekte mit der Kriegsanstrengung gegenüber und der Luftkrieg wurde – besonders über die Presse der neutralen Länder, die auch 1916 schon breit berichtete – eher zu einem Propagandaerfolg der deutschen Seite. Die neutestamentliche Assoziationen weckende Formulierung vom „Karlsruher Kindermord“, auf die Martin verweist, hat sich tief ins kollektive Gedächtnis eingegraben. Die Diskussion darum, ob der Angriff auf den Zirkus gezielt oder zufällig gewesen sei oder die Gerüchte um eine Verwendung „vergifteten“ Metalls in dem Bomben zeigen die Dynamik, die sich hier entwickelte. Christoph Schmider gibt in seinem Beitrag zur katholischen Kirche in Karlsruhe einen Briefwechsel mit dem Münchener Nuntius Eugenio Pacelli, dem späteren Papst Pius XII., wieder, der sich eingehend nach dem Gerücht erkundigte, der Angriff habe der (in Wirklichkeit nicht stattgefundenen, bzw. in die Kircheninnenräume verlegten) Fronleichnamsprozession gegolten.

Keinen wissenschaftlichen, sondern einen (im besten Sinne) heimatgeschichtlichen Hintergrund hat der kleine Band von Klaus Schulte und Peter Sardoč zu Aachen im Ersten Weltkrieg. Das Hauptinteresse der beiden ehemaligen Schauspieler gilt der Theater- und Konzertgeschichte Aachens und im Grunde muss man ihr Buch zum Ersten Weltkrieg auch als eine solche Theatergeschichte Aachens im Krieg ansprechen. Hier liegen die Stärken der Darstellung; hier werden, vor allem zu den Theater- und Konzertprogrammen, aber auch zu prägenden Persönlichkeiten des Aachener Konzertbetriebes und zum prekären, immer von Schließung und Einstellung bedrohten bzw. auch betroffenen Konzert- und Schauspielbetrieb in der Stadt viele Informationen geboten, die der interessierte Leser anderswo nur schwerlich finden können. Nachverfolgen kann er sie allerdings auch nicht, denn die Darstellung verzichtet gänzlich auf Quellen- und Literaturhinweise. Eindrücklich ist weiterhin die recht breite Einbeziehung von „O-Tönen“ aus veröffentlichten bzw. in der benutzten Literatur zitierten zeitgenössischen Berichten und Tagebüchern. Die Autoren greifen am Ende des Buches auch die Diskussion seit dem Erscheinen von Christopher Clarks „Die Schlafwandler“ 2013 auf und verweisen zurecht auf die starke Pluralisierung der Erklärungsansätze in der Kriegsursachenforschung. Darüber hinaus nach einer Einordnung der zusammengestellten Fakten in die historische Forschung zu Kommunen im Weltkrieg, „Heimatfronten“ oder auch – beim Hauptfokus des Bandes naheliegend – der Kommunikations-, Medien- und Propagandageschichte des Krieges zu fragen, würde den Erwartungshorizont für dieses Buch insofern beträchtlich überdehnen, als diese Kontextualisierung wohl nicht in der Absicht der Verfasser lag. Es müsste im Blick darauf beckmesserisch wirken, hier im einzelnen die zahlreichen, vor dem Hintergrund des komplexen Forschungsstandes zum Ersten Weltkrieg veralteten, undifferenzierten oder schlicht uninformierten Kommentare zu Krieg, Kriegsgesellschaft und deutscher Innenpolitik 1914–18 aufzuführen, die der Band enthält.

PD Dr. Stefan Gerber, Jena

Mark R. Hatlie: *Riga at War, 1914–1919. War and Wartime Experience in a Multi-ethnic Metropolis* (Studien zur Ostmitteleuropaforschung, 30) 362 Seiten, Verlag Herder-Isntitut: Marburg 2014, 59€.

Andreas Fülberth

Nach rapiden Bevölkerungszuwächsen im Zuge der Industrialisierung erreichte Riga – damals politisches und wirtschaftliches Zentrum der Ostseeprovinzen des Zarenreichs – zu Beginn des zweiten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts eine Einwohnerzahl von rund einer halben Million. Die heutige Hauptstadt Lettlands gehört damit zu den größten Städten überhaupt, in deren unmittelbarer Nähe oder

auf deren eigenem Gebiet sich während des Ersten Weltkriegs Kampfhandlungen abspielten. Die Frontlinie verlief nach der deutschen Eroberung Litauens und Kurlands seit Mitte 1915 vor den südwestlichen Stadtgrenzen, ehe Riga im Spätsommer 1917 auch selbst in die Hände der Deutschen fiel. Vorübergehend durchtrennte der Frontverlauf nun das nördliche und östliche Umland der Stadt, bis er sich Anfang 1918 durch einen erneuten Vormarsch der Deutschen noch einmal weit in Richtung Nordosten verschob.

Angesichts dieser prägnanten Abfolge von Veränderungen, der neben Riga keine andere nordosteuropäische Stadt zeitlich parallel in gleicher Weise unterworfen war, durfte eine einschlägige Monografie hierüber beinahe zwangsläufig als Desiderat gelten. Bei der Konzeption einer solchen Monografie kam es dann vor allem auf eine Entscheidung bezüglich der Eingrenzung des Untersuchungszeitraums an: Eine mögliche Einengung auf die Phase bis zum allgemeinen Ende des Weltkriegs im November 1918 ließe sich bei einer Studie über Riga durchaus auch damit rechtfertigen, dass in jenem Monat die bürgerliche Republik Lettland ausgerufen wurde, womit zumindest formal eine Zäsur markiert war. Allerdings blieb die Durchsetzung dieser Staatsgründung danach noch ein ganzes Jahr lang durch bolschewistische sowie durch antibolschewistisch-restaurative Kräfte massiv gefährdet. Verdienstvollerweise hat deshalb der Autor der hier vorzustellenden Abhandlung „Riga at War“ – der in Deutschland lebende Amerikaner Mark R. Hatlie – einer entsprechenden Ausweitung des Untersuchungszeitraums den Vorzug gegeben; denn nur so konnte sich sein Blick auch auf die gerade für das Jahr 1919 kennzeichnende Ereignisdichte richten. Mit dieser ging eine Zuspitzung des Leids der Bevölkerung einher, was sogar Anlass für eine humanitäre Hilfsaktion unter britischer und amerikanischer Federführung gab. Militärische Unterstützung für das bürgerliche Lettland kam zur selben Zeit bemerkenswerterweise hauptsächlich von estnischer Seite.

Hatlies Monografie ist aus einem Sonderforschungsbereich mit dem Dachthema „Kriegserfahrungen. Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit“ hervorgegangen, der an der Universität Tübingen angesiedelt war und seine Tätigkeit Ende 2008 nach zehnjähriger Existenz offiziell abgeschlossen hat. Im Rahmen dieses Sonderforschungsbereichs war die Studie zu Riga eine von mehreren Fallstudien, bei denen jeweils eine konkrete Stadt im östlichen Europa im Mittelpunkt stand.¹ Dass es zu ihrer Veröffentlichung nunmehr erst zeitnahe zum 100. Jahrestag des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs gekommen ist, hat ihr fachintern ein gesteigertes und sicherlich verdientes Interesse eingebracht. Der Leser gewinnt aus ihr allerlei Wissen über eine Stadt, die mehrere Jahre lang in Hörweite des Artilleriefeuers lag und die von der Februarrevolution 1917 bis zur endgültigen Konsolidierung der Republik Lettland ein halbes Dutzend Herrschaftswchsel erlebte.

Die eigentliche Darstellung gliedert sich in einen überwiegend ereignisgeschichtlichen und einen überwiegend erlebnis- und erfahrungsgeschichtlichen

1 Vgl. die bereits vorgelegte Monografie von Christoph Mick, *Kriegserfahrungen in einer multiethnischen Stadt: Lemberg 1914–1947*, Wiesbaden 2010.

Teil. Ersterer weist eine Untergliederung nach Zeitabschnitten (sowie innerhalb dieser Zeitabschnitte nach Sachthemen) auf, wohingegen für den erfahrungsgeschichtlichen Teil eine Untergliederung nach Nationalitäten nahe lag, da hier auf private, zivilgesellschaftliche, kirchliche und kulturelle Lebensbereiche geblickt und nach Arten der subjektiven Wahrnehmung des Kriegsgeschehens in Abhängigkeit von der ethnischen Identität eines jeweiligen Betroffenen gefragt wird. Der Autor beschränkt sich dabei auf die drei größten im damaligen Riga vertretenen Gruppen, also auf Letten, Russen und Deutsche. Übergangen werden so beispielsweise die Polen und die Litauer, obwohl auch diese während des letzten Jahrzehnts vor dem Weltkrieg in je fünfstelliger Zahl zu den Bewohnern der baltischen Vielvölkermetropole gehört hatten. Grundsätzlich erscheint die Konzentration auf nur drei Bevölkerungsgruppen gleichwohl sinnvoll. Der Autor verschweigt nicht, dass diese Gruppen in sich recht inhomogen waren; wichtig ist ihm jedoch die Erkenntnis, dass bei vielen Einwohnern der Kriegsausbruch zu einem deutlich vertieften Bewusstsein für die eigene nationale Zugehörigkeit geführt habe. Im weiteren Verlauf seien kriegsbedingte Erfahrungen dann immer öfter so interpretiert worden, als resultierten sie vornehmlich daraus, welcher Nationalität man persönlich angehört. Am meisten trifft dies sicherlich auf die in Riga verwurzelten Deutschen mit russischer Staatsangehörigkeit zu: Ihre Loyalität gegenüber dem Zaren wurde durch unzählige Gerüchte und Denunziationen belastet, die sich nahezu ausnahmslos als unbegründet erwiesen und die einer heimlichen Hoffnung auf Kriegsglück für die Mittelmächte überhaupt erst Auftrieb gaben. Noch schwerer wog das 1914 verhängte Verbot, im öffentlichen Raum sowie im Briefverkehr die deutsche Sprache zu benutzen. Einen Rückzugsort, an dem gut hörbar ihre Muttersprache gesprochen werden durfte, besaßen die Rigaer Deutschen nun nur noch als Gottesdienstbesucher. Vollends demoralisiert wurden sie schließlich ab Anfang 1919 unter einem von Letten getragenen bolschewistischen Terrorregime, das den Regierungsapparat der Staatsgründer aus Riga verdrängte; denn während der folgenden viereinhalb Monate galten die deutschen Stadtbewohner fast allesamt als Klassenfeinde und wurden in großer Zahl zu Opfern von Wohnungsplünderungen.

Hatlies primäre Quellenbasis in Form von Tagebüchern, Memoiren und anderen Selbstzeugnissen stellt sich in Bezug auf die Deutschen als besonders breit und in Bezug auf die russischen Bewohner der Stadt als eher schmal dar, wobei Letzteres teilweise darauf beruht, dass Russen sehr stark in die Evakuierung nahezu sämtlicher Rigaer Industriebetriebe in andere Regionen des Zarenreichs einbezogen waren. Zusammen mit sonstigen Abwanderungsbewegungen bildete das Evakuierungsgeschehen, das ohne jegliche Möglichkeit einer Einflussnahme lokaler Behörden ablief, sogar den Hauptfaktor im Hinblick auf die erheblichen Bevölkerungsverluste, die Riga im Herbst 1919 im Vergleich zu 1914 zu verzeichnen hatte. Erst mit einigem Abstand folgten als weitere Ursachen Hunger, Krankheiten und Gewaltakte. Bevor dieser Bevölkerungsschwund greifbar wurde, hatte die Stadt ab dem Frühjahr 1915 zunächst allerdings enorme Flüchtlingsströme zu bewältigen, beginnend mit der Unterbringung von Juden, denen seinerzeit jeder weitere Aufenthalt in Grenznähe zum Deutschen Reich verwehrt war.

Eine Besonderheit des ersten der beiden zentralen Buchteile besteht darin, dass Hatlie die Kapitel über einen jeweiligen Zeitabschnitt stets mit einem Unterkapitel über ein Großereignis beginnen lässt, das für den betreffenden Zeitabschnitt charakteristisch erscheint. Schon bei der einleitenden Beschreibung prägender Eigenschaften Rigas während der letzten Vorkriegsjahre findet dieses Prinzip Anwendung, indem der Autor hier zunächst einen Zarenbesuch im Jahre 1910 thematisiert, der anlässlich des 200. Jahrestages der Unterwerfung der Stadt unter die Herrschaft Russlands stattgefunden hatte. Bei der späteren Betrachtung der deutschen Herrschaft über Riga von September 1917 bis November 1918 sind es sodann die Feierlichkeiten zum Geburtstag des Kaisers am 27. Januar 1918, denen Hatlie sich zuerst zuwendet. Er zieht dabei einen interessanten Vergleich mit dem Besuch von 1910: Seinerzeit seien Vertreter der deutschen Oberschicht Rigas dem Zaren gegenüber wie Gastgeber aufgetreten, während 1918 im Verhalten der Rigaer Deutschen eine Selbstinszenierung als Untertanen dominiert habe. Die jeweilige Voranstellung eines Großereignisses erweist sich insofern als lehrreich; Lesern ohne Vorwissen zum wechselvollen Schicksal Rigas während der fünfeinhalb untersuchten Jahre kann sie die Lektüre allerdings auch erschweren. Insbesondere über Anfang und Ende der bolschewistischen Gewaltherrschaft von Januar bis Mai 1919 dürfte manch einem Nutzer des Buches nicht so vieles vorweg bekannt sein, dass der anhand der Parade zum 1. Mai vollzogene Einstieg in das betreffende Kapitel sich ihm sogleich in allen Details erschließt. Dessen ungeachtet zeichnet sich das Buch insgesamt durch ein hohes Maß an Leserfreundlichkeit aus. Eine bestens verständliche Vermittlung aller wesentlichen Sachverhalte gelingt dem Autor zum Beispiel dort, wo er den komplizierten Weg zur lettischen Staatsgründung von 1918 analysiert, der einerseits außerhalb seines Kernthemas liegt, andererseits allerdings schwerlich hätte ausgeblendet werden können.

Ausdrückliche Erwähnung verdienen die sprachlichen Kompetenzen des Autors, die im Lettischen und Russischen ähnlich weit reichen wie im Deutschen. Schreibfehler in Orts- und Personennamen kommen im Buchtext vereinzelt vor; ganz gewiss liegt dies jedoch nicht an zu geringer Kenntnis der relevanten Sprachen. Zitate wurden für den Darstellungsteil jeweils ins Englische übertragen; ihren originalen Wortlaut findet man zumeist in einer Fußnote oder – sofern es sich um eine längere Passage handelt – im Anhang. Wer den Fußnoten seine Aufmerksamkeit schenkt, erfährt überdies manches über die Recherchestrategien des Autors sowie über spezifische Inhalte und Merkmale einiger der Aktenbestände, die in Archiven in Lettland, Deutschland, Russland und den USA von ihm ausgewertet wurden. Sehr offen spricht Hatlie daneben Fragen an, deren Beantwortung ihm nicht möglich war: Nicht ermittelbar sei zum Beispiel die Zahl der in Riga selbst vorgenommenen Einberufungen. Exkurse knüpfen sich bei ihm mit Vorliebe an Aspekte der Erinnerungskultur: Ausführlich behandelt Hatlie beispielsweise das in der späteren Bundesrepublik noch bis in die 1970er Jahre von Zeitzeugen und deren Nachkommen praktizierte Gedenken an den 22. Mai 1919, an dem unter dem Kommando von Rüdiger von der Goltz die Befreiung Rigas vom bolschewistischen Regime erfolgt war.

Insgesamt bleibt somit die Feststellung, dass der Autor neben Fleiß und hoher Fachkompetenz auch ein bemerkenswertes Bemühen an den Tag gelegt hat, seine Studie möglichst breitgefächert aufzubereiten. Ebenso kann ihm in jeder Hinsicht Ausgewogenheit bescheinigt werden – so zum Beispiel im Zusammenhang mit der erwähnten Befreiung vom 22. Mai 1919, durch die der „rote“ Terror endete, gleichzeitig jedoch ein „weißer“ Terror entfesselt wurde, dem nun Repräsentanten und Sympathisanten des beseitigten bolschewistischen Regimes zum Opfer fielen. In der bisherigen Historiografie wurde dieser „weiße“ Terror vielfach übergangen, was sich teilweise mit seiner nur einmonatigen Dauer bis zum nächsten und zugleich letzten Herrschaftswechsel – der Mitte 1919 möglich gewordenen Rückkehr der bürgerlich-lettischen Regierung vom Spätherbst 1918 – erklären lässt.

Den Mai-Umzug der Bolschewisten sowie spätere Gefangennahmen einiger ihrer Gefolgsleute dokumentiert auch das wenige historische Bildmaterial, mit dem das Buch ausgestattet ist. Die übrige Bebilderung zeigt derweil Rigaer Monumente und Gedenktafeln mit Bezügen zum Ersten Weltkrieg oder den Freiheitskämpfen des Jahres 1919. Nützlich wären möglicherweise noch Bildbeispiele für den Grad der Gebäudeschäden gewesen, die ganz am Ende des untersuchten Zeitraums durch den „weißen“ Befehlshaber Pavel Bermond-Avalov entstanden, dessen sinnloser Angriff auf Riga von Lettlands junger Armee abgewehrt werden konnte. In gewisser Weise hätte eine entsprechende Illustrationsergänzung sogar zu Hatlies abschließendem Befund gepasst: Die bereits durch die Revolution von 1905 verschärften Spannungen zwischen den verschiedenen Nationalitäten Rigas seien unter dem Eindruck des Weltkriegs in wechselseitige Anfeindungen ausgeartet, so der Autor; aus den Fugen geraten sei die alte Ordnung letztlich aber durch Erschütterungen von außen.

Dr. Andreas Fülberth, Leipzig

Jerry White: *Zeppelin Nights. London in the First World War*, 356 Seiten, Vintage Books: London 2015, £ 10.99.

Angela Schwarz

Kriegsausbruch 1914: Die Nationen zogen in den Krieg. Noch konnte sich kaum jemand vorstellen, dass die Waffen erst über vier Jahre später wieder ruhen würden. Was hieß das aber genau für all die Millionen Menschen, ihren Alltag, ihren Heimatort? Was hieß das beispielsweise für die Hauptstadt des Vereinigten Königreiches?

London war zu der Zeit trotz wachsender US-amerikanischer Konkurrenz noch immer die größte Stadt der Welt. Es nahm nach wie vor den Rang der weltweit führenden Finanzmetropole und des Machtzentrums eines weltumspannenden Kolonialreiches. Es bildete den politischen Mittelpunkt eines mächtigen Kö-

nigreiches und sein kulturelles Herzstück. Das rasante Bevölkerungswachstum des 19. Jahrhunderts hatte sich zwar nach der Jahrhundertwende verlangsamt, doch übersiedelten in der ersten Dekade immer noch jährlich mehr Menschen in die Metropole als eine Stadt wie Blackpool Einwohner zählte. Die Bevölkerung setzte sich zu der Zeit aus so vielen ethnisch und kulturell unterschiedlichen Gruppen zusammen, dass sie so kosmopolitisch wie seit Jahrhunderten nicht mehr erschien. Die sozialen Unterschiede zwischen reich und arm – ein Drittel der Londoner Bevölkerung lebte nach zeitgenössischen Untersuchungen unterhalb der Armutsgrenze – fielen überall ins Auge, selbst wenn die Verteilung der Klassen auf verschiedene Stadtbezirke so manchem wohlhabenden Zeitgenossen eine Art Sichtschutz vor dem Elend bot. Die sozialen Spannungen machten sich in Unruhen und Streiks bemerkbar, politische Konflikte wie der Kampf um das Frauenwahlrecht oder die ‚irische Frage‘ wurden ebenfalls auf die Straße getragen.

In diesen Alltag dieser Metropole brach im Sommer 1914 das ein, was Jerry White etwas pathetisch und begrifflich nicht ganz korrekt den „ever-enlarging leviathan of total war“ (S. ix) nennt. Er zeigt einen Krieg, der von da an über vier Jahre hinweg diese Stadt vollständig beherrschte und alles veränderte. Dazu zeichnet er auf der Grundlage der Forschungsliteratur und einer Vielfalt an zeitgenössischen Aussagen verschiedene Stationen des Umstellungsprozesses vom Frieden auf den Krieg nach, konkret, anschaulich, lebensnah. Es beginnt zwangsläufig mit der Situation und der Stimmung in der Stadt im Sommer 1914 und dem Erleben der Kriegserklärung. Die Vorstellung von einem im Anschluss daran ‚gänzlich neuen London‘ – so die Überschrift von Kapitel 2 – entsprach jedoch mehr den Wahrnehmungen der Zeitgenossen als einer radikalen Transformation der Bereiche urbanen Lebens. Erste Einschränkungen, darunter die am 8. August im Defence of the Realm Act (DORA) beschlossenen Regularien, exerzierende Soldaten im Stadtbild, Unsicherheit über die Versorgungslage, Sorge angesichts der Möglichkeit von Luftangriffen mit Zeppelin: Das erzeugte in den Menschen in London die Vorstellung, in vorderster Front zu stehen. Die Stimmung wandelte sich merklich. So brachte die besondere Situation des Krieges mit Macht all die Hüter der Moral zurück, die mit einem mindestens ebenso engagiert ausgetragenen Kampf gegen die Laster wie gegen den äußeren Feind auf eine Rückgewinnung verlorenen Bodens hofften. Der Kampf wurde auch im Innern geführt, konkret gegen die rund 40.000 sogenannten „Enemy Aliens“ in London, von denen die Deutschen die bisher am besten integrierte Gruppe darstellten. Nur Einzelne wandten sich öffentlich dagegen, dass der Krieg das frühere Mit- in ein Gegeneinander verwandelte, dass Deutsche und Österreicher aus vielen Berufssparten verdrängt, ein Teil von ihnen sogar ausgewiesen und interniert wurde. Selbst die Akte der Gewalt gegen einzelne Personen oder ihre Geschäfte stieß auf wenig Gegenrede. Darin mochte eine gewisse Geschlossenheit gegenüber dem Feind zum Ausdruck kommen, doch hatte London so auch spätestens 1916 viel von seinem früheren kosmopolitischen Anstrich verloren.

Die Waffen- und Munitionsproduktion bescherte London einen ungeahnten industriellen Boom und die Vollbeschäftigung, verknüpft mit höherem Lebensstandard in den unteren Schichten, was die sozialen Spannungen abmilderte, ohne

sie jedoch ganz verschwinden zu lassen. So manchem schienen selbst 1915 die Routinen des Alltags nur leicht verändert, selbst wenn mit den Bahnhöfen, wo sich die Truppentransporte an die Front und die Krankentransporte in die Londoner Hospitäler am konzentriertesten zeigten, ein Einfallstor für die Kämpfe existierte.

Diese Wahrnehmung verschwand jedoch mit den ersten Luftangriffen Ende Mai 1915. Nun war London tatsächlich vorderste Frontlinie. Insgesamt richteten die Bomben aus den Zeppelin und später den Flugzeugen – mit der erzeugten Nervenbelastung eine Vorahnung des späteren „Blitz“ – vergleichsweise wenig Schaden an, doch das Gefühl der geschützten Insellage war für immer dahin. Die Angst vor den Angriffen schweißte zusammen, erhöhte die Bereitschaft, das Nötige für die Niederrichtung des Gegners zu tun, ohne jedoch, so wie wenige Jahre zuvor im Burenkrieg, einen Ausbruch aggressiven Nationalismus hervorzubringen.

Danach änderte sich die Kriegserfahrung der Londoner Bevölkerung auch qualitativ. Immer mehr Verwundete kamen, schlechte Nachrichten von der Front, immer mehr Einschränkungen, Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, aber noch keine Rationierung der Lebensmittel (das kam erst 1918 für bestimmte Waren): Stimmen aus der Zeit beschreiben eine düstere Atmosphäre, in der Sorge, Not, Schmerz zunahm und die Umgebung kaum noch Abwechslung bieten konnte.

Zugleich banden die Erfahrungen die bislang scharf voneinander getrennte Stadtbevölkerung enger zusammen. Eine regelrechte Spendeneuphorie erfasste alle Gruppierungen, der Druck auf die „Hun-coddlers“ mit ihrer vermeintlich zu nachsichtigen Haltung gegenüber den Deutschen in der Stadt wie auf dem Kontinent nahm zu und verstieg sich bis zu der Forderung, alle gebürtigen Deutschen im Land zu internieren, selbst die mit britischer Staatsbürgerschaft. Die Zeichen des Gedenkens an Gefallene im Stadtbild mehrten sich und ebneten den Weg zu einem Selbstverständnis als Leidensgemeinschaft. Insofern als die Kriegssituation Menschen in neue Rollen hineinführte, die Krankenschwester, die Busfahrerin, den Großbürgerlichen, der über Kriegsdienstverweigerer aus den Unterschichten zu entscheiden hatte, die – bürgerliche – ‚Frauenpolizei‘ in den Gebieten der käuflichen Liebe, häuften sich die Momente, in den die Klassenschranken entweder vorübergehend gesenkt oder ganz aufgehoben waren. Darin erwies sich der Krieg als Beschleuniger sozialer Homogenisierungstendenzen, ohne jedoch alle Unterschiede zu nivellieren.

Whites Buch reiht sich ein in eine ganze Serie von Einzelschriften über Städte während des Ersten Weltkrieges und speziell die Veränderungen für die Menschen in diesen Städten, die zumeist im Umfeld des hundertsten Jahrestages entstanden sind. Sie lassen sich grob in drei Kategorien einteilen. Eine Gruppe dieser Schriften dekliniert knapp verschiedene Eckpunkte für eine bestimmte Stadt durch, etwa die Publikationen der populärwissenschaftlich angelegten Pen & Swords Books oder das ähnlich konzise *Vivre à Paris pendant la Grande Guerre*. Eine andere Gruppe geht die sozial-, kultur- und mentalitätshistorischen Fragen systematisch und wissenschaftlich-analytisch an. Hier wären vor allem die beiden

von Jay Winter und Jean-Louis Robert herausgegebenen Bände zu den *Capital Cities at War: Paris – London – Berlin 1914-1919* hervorzuheben, die komparativ die vielfältigen Ebenen des Alltags und Erlebens sozial-, wirtschafts- und kulturhistorisch untersuchen. In eine dritte Gruppe zwischen diesen Polen, die mehr eine Geschichte erzählt als dass sie eine detaillierte Analyse anstrebte, gehört etwa Whites Darstellung. In ihrer Ausrichtung auf die erzählte Geschichte liegen die Stärken und zugleich Schwächen des Buches: Die Beschreibungen stammen von konkreten Personen verschiedener Herkunft, die verschiedene Situationen kommentieren, somit einen Blick in damaliges Denken und Empfinden gewähren. Sie bilden aber nur einen kleinen Ausschnitt aus einem großen Panorama, so dass vieles ungesagt bleibt und die Frage der Repräsentativität nicht angesprochen wird. Zudem wirkt die Abfolge der behandelten Aspekte innerhalb der Kapitel mitunter recht assoziativ oder sprunghaft. Für denjenigen, der sich mit der Sozialgeschichte der Kriegsjahre in Großbritannien bereits befasst hat, kommt zudem auch kaum neues zum Vorschein.

Dennoch hat die Fokussierung auf eine Stadt und die Frage, wie überhaupt Menschen sich auf einen Weltkrieg einzustellen hatten und sich schließlich konkret darauf einstellten, ihren speziellen Reiz. Wie White mit seinem gut lesbaren Buch beweist, war London nicht die schlechteste Wahl für eine solche Lokalstudie.

Prof. Dr. Angela Schwarz, Siegen

Christoph Nübel: *Durchhalten und Überleben an der Westfront. Raum und Körper im Ersten Weltkrieg (Zeitalter der Weltkriege 10)* 484 Seiten, 39 Abbildungen, Ferdinand Schöningh: Paderborn 2014, 44,90€.

Ingo Löppenber

Es ist ein merkwürdiges Wesen, welches die erste Abbildung in dem Werk von Christopher Nübel über Raum und Körper im Ersten Weltkrieg zeigt. Die Füße dieser im Kern humanoiden Gestalt sind Entenflossen, die Hände sind die Grabeclauen von Maulwürfen und auch der Kopf, auf dem die Pickelhaube thront, erinnert an einen Maulwurf oder eine Ratte. Sinnbildlich wird hier dem Leser sofort erfahrbar, worum es in dieser sehr gut geschriebenen und lesbaren wissenschaftlichen Studie geht. Nübel nimmt den Körper des Kriegsteilnehmers, vornehmlich der Deutschen, in den Blick und beobachtet seine Transformation, welche durch den die Soldaten umgebenden Raum verursacht wird. Aber auch die Raumwahrnehmung und die Integration der Landschaft und ihres Frontalltages an der Westfront in die soldatischen Handlungen bilden gewichtige Schwerpunkte in Nübels Untersuchung.

An neuen Studien zum Ersten Weltkrieg besteht durch das Zentenarium keinen Mangel, auch wenn neue Interpretationen und Schwerpunktsetzungen durch große Werke das Interesse der Öffentlichkeit und die Blicke der Fachhistoriker gelenkt haben. Das besondere an Nübels Studie ist nun, dass er sich sowohl der Neuen Militärgeschichte – und hier speziell dem Alltag der Soldaten – zuwendet und dies sinnvoll auch mit dem *spatial turn* Ansatz verbindet, ja sogar noch den Körper der Soldaten ergänzend in den Fokus seiner Untersuchung stellt. Dabei verbindet er diese Herangehensweisen vorzüglich, auch wenn der Schwerpunkt merklich auf die Raumwahrnehmung und die Auswirkungen des Frontraumes auf den Soldaten und ihren kriegerischen Aktionen gelegt wurde. Besonders ansprechend aber sind jene Passagen, in denen Nübel auf aktuelle Forschungen aus dem naturwissenschaftlichen Bereich verweist und so die klassische Dichotomie zwischen Geistes-, bzw. Kulturwissenschaften und den Naturwissenschaften zumindest auflockert. Schließlich ist dies eine der wichtigsten Fragen innerhalb der Körpergeschichte, ob und wie Handlungen kulturell antrainiert werden können oder genetisch prädestiniert sind.

In der präzisen und übersichtlichen Einleitung erläutert Nübel zu Beginn seine leitenden Forschungsfragen, seinen Raum-Ansatz und die verwendeten Quellen. Sein zentrales Anliegen ist es, seine Prämisse, „dass der Kriegseinsatz und die damit einhergehenden räumlichen Veränderungen für die Soldaten ungewohnte Wahrnehmungen, Lebensweisen und Handlungskontexte mit sich brachten“ (S. 6), zu untersuchen und zu bestätigen. Dies ist besonders in Hinsicht auf die immer wieder diskutierte Frage nach den Gründen des Durchhaltens der deutschen Soldaten und ihrer Fähigkeit zu kämpfen von großer Bedeutung, wie bereits die von Nübel zitierten Zeitgenossen erkannten. Als Quellen verwendete Nübel einen umfangreichen aber gut abgewogenen Fundus: Militärakten, Tagebücher, Briefe, militärtheoretische und -historische Schriften, medizinische Handbücher und Bildquellen. Auch wenn Nübel letztere vorbildlich in seine Untersuchung mit einbezieht, so wurden die Skizzen, Fotos und Karten ans Ende des Buches platziert, was zu einigem hin- und her Blättern führt. Nübel skizziert auch überzeugend sein Raum-Konzept des „Kriegstheaters“ an der Westfront. Er teilt die Front in fünf Abschnitte ein und es gelingt ihm immer wieder, die räumlichen Unterschiede dieser Abschnitte im Laufe der Untersuchung zu verdeutlichen. Ausgehend von seinen drei skizzierten historischen Raumschichten gliedert sich der Hauptteil seiner Studie.

Zunächst stellt er im ersten Kapitel, welches zugleich den kleinsten Abschnitt im Hauptteil bildet, die „Umwelt“ in den Fokus seiner Untersuchung. Dabei nimmt Nübel nach und nach verschiedene Aspekte der konkreten Lebensbedingung und ihrer Wandlung in den Blick. Zunächst beschreibt er die Situation der Soldaten in den Gräben, wobei er mit dem Idyllischen – dem Leben in der Natur – beginnt, bevor er sich den Lebensbedingungen im Krieg zuwendet. Als besonders einschneidend für den Soldaten stellte sich der Regen heraus, sei es der natürliche aus Wasser oder der anthropogene aus Granaten. Beide schrieben sich über Krankheiten, physische wie psychische, in die Körper der Soldaten ein und zeichneten sie häufig weit über den Krieg hinaus. Das Ärzte und das Pflegepersonal im

Kampf gegen Wunden und Krankheiten dadurch eine besondere Rolle gewannen, liegt auf der Hand. Aber auch Pioniere und Ingenieure erarbeiteten zum Beispiel bessere Ablaufsysteme, um hygienische Standards in den Gräben für die Soldaten überhaupt zu sichern. Das Schlachtfeld und der Graben in ihrem Zusammenspiel mit der Natur wurden so immer mehr als ein Erzieher wahrgenommen, welcher Körper und Geist des Soldaten formte.

Der nächste Teil der Studie untersucht das „Gelände“ und setzt es mit der Ausbildung der Soldaten in Beziehung. Ausgehend von der bekannten Anekdote über Schlieffen am Pregel zeichnet Nübel zunächst die Situation kurz vor dem Krieg nach und gibt einen Überblick über die Bedeutung des Raumes und des Geländes im militärischem Denken der Heeresführung. Dann greift er auf die im Laufe des Kriegs an der Front gesammelten Erfahrungen zurück und zeigt auf, wie das durch den Menschen veränderte, ja in Bezug auf Granatentrichter und Stacheldraht überhaupt erst durch ihn erschaffene Gelände, jetzt über die Ausbildung der eingezogenen Rekruten wieder auf diese, ihre Körper und Aktionen zurückwirkte. Dabei legt Nübel einen Schwerpunkt auf das Sehen und Lesen des Gelände einerseits und der Bewegung durch das Gelände unter der Prämisse des Deckung-Suchens andererseits. Doch dabei lässt er es nicht bewenden, sondern exemplifiziert dies noch mit dem Angriff des 15. Bayerischen Infanterieregiments bei Neuville-Saint-Vaast im Jahr 1916.

Der letzte Abschnitt des Hauptteils widmet sich der „Landschaft“. Er ist zugleich auch was die Länge betrifft die Klimax der Untersuchung. Nach einem knappen Exkurs über die Landschaftswahrnehmung, welche im Wesentlichen die Zeit um 1900 abbildet, beginnt dieses Kapitel mit der „Klassische(n) Landschaft“. Doch bevor Nübel im Anschluss gleich an die Front fährt, schweift sein Blick über die heimatliche Landschaft und hier interessiert ihn besonders, wie die Distanz zwischen Heimat und Graben aufgehoben wurde, um Nähe zu erzeugen. Auch nimmt er die Wahrnehmung der Soldaten über den Alltag in der Heimat und die große Differenz zu dem Leben im Graben in den Blick. Es ist erstaunlich, wie sich mancher Soldat, der sich im Graben nach Hause träumte, in der Heimat wieder möglichst rasch an die Front wünschte. Daran schließt sich eine kurze Betrachtung der Kriegstheater an, also der bereits erwähnten fünf Frontabschnitte, wobei Nübel sowohl Erinnerungslandschaften als auch die Wahrnehmung der Soldaten über erlebtes Land und seine Bewohner aufzeigt. Zuletzt widmet er sich im Detail der Kriegslandschaft und ihrer durch den Menschen und seiner Techniken verursachten Transformation. Hier zeigt er besonders die verschiedenen Wahrnehmungsinterpretationen der Soldaten im Stellungskrieg auf. Von der „Wildnis“ über die Natur- und Kulturlandschaft bis hin zur mythisch überhöhten Landschaft war in den Schützengräben alles an Vorstellungen vorhanden.

Die Konzentration auf die Westfront, die Nübels Untersuchung klar dominiert, wird hoffentlich bald durch ähnliche Studien über die anderen „Fronten“ im Ersten Weltkrieg ergänzt. Wie war die Raumerfahrung zum Beispiel im Osten, einem Schauplatz der eher von Mobilität geprägt war? Welche besonderen Herausforderungen an den Körper der kämpfenden Soldaten stellten sich im Alpenkrieg oder in den Wüsten und Steppen im Nahen Osten? Wie formte der Körper

des U-Bootes die Körper der Matrosen? Hier lassen sich noch viele weitere fruchtbare Fragen für neue Forschungsergebnisse denken. Zugleich wird der Vergleich auch Nübels Ergebnisse noch einmal selbst schärfen und präzisieren. Neben dieser spatialen Erweiterung wäre auch eine Ergänzung der Untersuchung um die von den Soldaten verwendeten Gegenstände im Zuge des *material* und *practical turn* denkbar und wünschenswert. Inwieweit führte die technologische Entwicklung auch von Werkzeugen und anderen Alltagsgegenständen, um nicht immer nur auf die Waffen zurückzukommen, zu einer veränderter Kriegsführung in den Schützengräben?

Am Schluss aber müssen noch zwei kurze Kritikpunkte angemerkt werden. Zwar besitzt das Buch ein Register, das sich in ein geografisches und einen Personenregister unterteilt, doch führen nicht alle Einträge genau auf die entsprechende Seite. Auch fehlen einige Personen im Register, wie zum Beispiel Michel Foucault. Ein anderer konzeptioneller Schwachpunkt ist die Entscheidung von Nübel, teilweise recht weit auszuholen, wenn er bestimmte Aspekte untersucht. So zitiert er beispielsweise aus einem Aufsatz des Physikers Heinrich Helmholtz aus dem Jahre 1855, um zu demonstrieren, dass die Veränderbarkeit der menschlichen Wahrnehmung bereits ein allgemein anerkanntes Faktum war. Auch wenn dies Nübels eigener Darstellung historische Tiefe verleiht, bleibt es doch nur ein kurzes Kuriosum, dass die dahinter stehenden und ablaufenden Diskurse nicht zeigt.

Doch dies sind nur zwei marginale Punkte, die diesem wertvollen Buch seine Gesamtbedeutung nicht absprechen. Nübel hat eine innovative und auf breiter Quellenbasis ruhende Studie vorgelegt, welche in ihrem Forschungsansatz für die Militärgeschichte sicherlich noch einige Jahre wirken wird und auch stilbildend für die Untersuchung und Erforschung anderer Kriege sein wird. Nübels Buch wurde mit dem Werner-Hahlweg-Preis 2012 ausgezeichnet und dies vollkommen zurecht.

M.A. Ingo Löppenberg, Köln